

ERNST CASSIRER

Erkenntnis, Begriff, Kultur

Herausgegeben, eingeleitet
sowie mit Anmerkungen und Registern
versehen von
Rainer A. Bast

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

PHILOSOPHISCHE BIBLIOTHEK BAND 456

Im Digitaldruck »on demand« hergestelltes, inhaltlich mit der ursprünglichen Ausgabe identisches Exemplar. Wir bitten um Verständnis für unvermeidliche Abweichungen in der Ausstattung, die der Einzelfertigung geschuldet sind. Weitere Informationen unter: www.meiner.de/bod

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <<http://portal.dnb.de>> abrufbar.
ISBN 978-3-7873-1106-4
ISBN eBook: 978-3-7873-2594-8

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1993. Alle Rechte vorbehalten.
Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen,
soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung:
BoD, Norderstedt. Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruck-
papier, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in
Germany.

www.meiner.de

INHALT

Einleitung. Von Rainer A. Bast	VII
Zur vorliegenden Edition	LI
Nachweis der Erstdrucke	LIII

Ernst Cassirer Erkenntnis, Begriff, Kultur

1. Erkenntnistheorie nebst den Grenzfragen der Logik (1913)	1
2. Erkenntnistheorie nebst den Grenzfragen der Logik und Denkpsychologie (1927)	77
3. Zur Theorie des Begriffs (1928)	155
4. Inhalt und Umfang des Begriffs (1936)	165
5. Was ist ›Subjektivismus‹? (1939)	199
6. Naturalistische und humanistische Begründung der Kulturphilosophie (1939)	231

Anmerkungen des Herausgebers zu:

Erkenntnistheorie nebst den Grenzfragen der Logik	263
Erkenntnistheorie nebst den Grenzfragen der Logik und Denkpsychologie	270
Zur Theorie des Begriffs	287
Inhalt und Umfang des Begriffs	288
Was ist ›Subjektivismus‹?	294
Naturalistische und humanistische Begründung der Kulturphilosophie	296
Literaturverzeichnis	307

Sach- und Begriffsregister	319
Personenregister	323

EINLEITUNG

Das Problem, wie sich der Mensch mit seinem Geist die Welt erschließt, hat Cassirer sein Leben lang beschäftigt. Die Grundbegriffe dieses Problems sind bei ihm ›Erkenntnis‹, ›Begriff‹, ›Symbol‹, ›Kultur‹ – für ›Erkenntnis‹ und ›Symbol‹ greifbar vor allem in seinen beiden großen, mehrbändigen Werken ›Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit‹ und der ›Philosophie der symbolischen Formen‹,¹ für ›Kultur‹ hauptsächlich in den 1942 publizierten fünf Studien ›Zur Logik der Kulturwissenschaften‹ und dem zwei Jahre später vorgelegten ›Versuch über den Menschen‹, einer (laut Untertitel) ›Einführung in eine Philosophie der menschlichen Kultur‹.

Im vorliegenden Band sind zu den genannten Begriffen sechs, meist nur noch schwer greifbare Aufsätze Cassirers vereinigt und wieder allgemein verfügbar gemacht, die für das Verständnis seiner Philosophie von zentraler Bedeutung sind und thematisch wie chronologisch ein Vierteljahrhundert (1913–1939) des Cassirerschen Denkwegs und seiner Entwicklung beleuchten. Sie behandeln (thematisch) *Sachprobleme*, tun dies aber (methodisch) – wie meist bei Cassirer – in historischer Perspektive bzw. mit Einbeziehung und in Diskussion historischer wie zeitgenössischer Autoren und Thesen. Denn »der jetzt [1929] wieder so vielfach beliebte Brauch, die eigenen Gedanken sozusagen in den leeren Raum hineinzustellen, ohne nach ihrer Beziehung und Verknüpfung mit der Gesamtarbeit der wissenschaftlichen Philosophie zu fragen, ist mir niemals förderlich und fruchtbar er-

¹ Von dem erstgenannten Werk erschienen die beiden ersten Bände 1906 und 1907, Band 3 erst 1920, ein Band 4 posthum 1950. Von der ›Philosophie der symbolischen Formen‹ kamen die beiden ersten Bände 1923 und 1925 heraus, Band 3 war Ende 1927 weitestgehend fertig, wurde aber erst 1929 publiziert.

schielen.«² Cassirer konstatiert z. B. in dem zweiten, hier abgedruckten Aufsatz von 1927, einem »Überblick über die Entwicklung des Erkenntnisproblems im letzten Jahrzehnt«, daß die von ihm behandelten Denker nicht nur nicht aneinander anknüpfen, sondern sich nicht einmal (in ihren Werken) gekannt haben, und formuliert dann als sein Ziel den Nachweis, »daß trotz dieser persönlichen Fremdheit der einzelnen Denker keine prinzipielle Fremdheit der Gedanken besteht, daß die letzteren vielmehr von sich aus eine sachliche Einheit bilden und auf eine einheitliche systematische Lösung hinweisen und hindrängen.« (S. 152f.³)

So geben die hier gesammelten Aufsätze ein Doppeltes: Sie informieren einmal über Positionen und Meinungen anderer, in den beiden ersten Aufsätzen ausschließlich zeitgenössischer Autoren. Diese Darstellungen anderer Positionen durch Cassirer sind treffend, prägnant, konzis, – eine auch von Dimitri Gawronsky bewunderte Fähigkeit Cassirers, das Wesentliche zu erfassen⁴ und (in den hier gesammelten Aufsätzen) trotz aller Wichtigkeit von Details in anderen Zusammenhängen⁵ dabei zu bleiben, weshalb er auch eine Einmischung z. B. in Kantinterpretation und Kankritik ablehnt: Dabei handele es sich doch »um ein Gebiet, durch dessen Berührung die rein systematische

² Philosophie der symbolischen Formen, Bd 3, Darmstadt 1982, Vorrede S. IX.

³ Seitenangaben ohne Fundstellenangabe im Text dieser Einleitung beziehen sich auf die vorl. Ausgabe.

⁴ »Wirklich bewundernswert ist Cassirers Begabung, sich in die individuellen Eigentümlichkeiten und Feinheiten vieler Denksysteme einzufühlen, ihre besonderen Züge nachzuzeichnen und ihre neuartigen und fruchtbaren Gedanken herauszustellen, aber auch ihre Schwächen und inneren Widersprüche aufzudecken. Cassirers unglaublich feines Wittringsvermögen für zarteste Nuancen im Geistigen erlaubte ihm die geringsten Unterschiede in den Gedankenbildungen zu erkennen und das Wesentliche vom weniger Bedeutsamen zu trennen.« Gawronsky: Ernst Cassirer, Leben und Werk. In: Ernst Cassirer, ed. P. A. Schilpp, Stuttgart u. a. 1966, S. 9.

⁵ vor allem in seinen größeren Werken. In bezug auf die Philosophiegeschichte siehe z. B. Cassirer: Individuum und Kosmos in der Philosophie der Renaissance, Darmstadt 1987, S. 5 unten.

Auseinandersetzung zwischen verschiedenen philosophischen Standpunkten« – um die es Cassirer hier wie anderswo geht – »nicht gefördert, sondern gehemmt, ja oft geradezu unmöglich gemacht zu werden pflegt.« (S. 129)⁶ Cassirer findet aber auch seine eigene Position anhand der Darstellung anderer Meinungen und Thesen, er tritt mit ihnen in ein Gespräch, wobei er die ›gegnerische‹ These so fair behandelt, ja oft so stark macht, daß Cassirer-Urkundige nicht selten Mühe haben, seine eigene Position in diesem ›Gespräch‹ sofort klar und deutlich zu erkennen.

So sehr Cassirer – wie der zeitgenössische Husserl – eine bloße Standpunkt- bzw. Weltanschauungsphilosophie (in der die Philosophie *in den Dienst* eines Standpunktes bzw. einer Weltanschauung gestellt wird) ablehnt, so sehr setzt er dem »leeren Raum« einer vorgeblich neutralen Sachlichkeit die Notwendigkeit einer eigenen Meinung, eines Standpunktes entgegen: »Denn die schlechthin ›standpunktfreie‹ Betrachtung philosophischer Probleme, die heute [1927] wieder vielfach als eigentliches Ideal der Sachlichkeit gepriesen wird, erweist sich bei näherem Zusehen nicht sowohl als Ideal, denn als Idol. Ohne ein ποῦ στῶ, ohne feste Punkte *überhaupt*, mögen sie nun bewußt oder unbewußt angenommen werden, läßt sich keine Darstellung einer Problem bewegung und kein Querschnitt durch sie versuchen.« (S. 80) Gerade die Literatur-Berichte über Erkenntnistheorie und Logik von 1913 und 1927 zeigen besonders deutlich, daß Cassirers Darstellung kein bloßes Gegeneinander von Ansichten und Standpunkten ist, sondern eine Argumentation, eine Diskussion mit anderen Autoren, in der er seine eigene Position erarbeitet; so entnimmt Cassirer den zu besprechenden Werken auch nicht beliebige Thesen, sondern geht geradewegs auf ihren Kern und prüft – soweit der Umfang der Aufsätze das zuläßt – ihre sachlichen, historischen und terminologischen Voraussetzungen und Folgen sowie ihre argumentative Geschlossenheit und Widerspruchsfreiheit.

⁶ Ganz ähnlich schon 1918 in der Vorrede zu seinem Kant-Buch: Kants Leben und Lehre, Darmstadt 1974.

Erkenntnistheorie und Logik ist nach Cassirer sachlich am stärksten bedroht durch Psychologismus und ontologische Metaphysik. Den Psychologismus, als der Vermischung von Logischem und Psychiatrischem bzw. der Begründung aller Geistes- bzw. Kulturwissenschaften incl. der Logik in der Psychologie, hatte schon 1900 Husserl in den ›Prolegomena‹ seiner ›Logischen Untersuchungen‹ vernichtend widerlegt; Scheler hatte 1899 bei Eucken in Jena mit einer Arbeit über ›die transzendentale und psychologische Methode‹ habilitiert (und einen beide Methoden vereinigenden Standpunkt, den ›noologischen‹, eingenommen); auch Rickert hatte 1909 ›zwei Wege der Erkenntnistheorie‹, den transzental-logischen und den transzental-psychologischen, bestimmt und im zweiten einen unvermeidbaren Zirkel entdeckt; und im selben Jahr 1913, als der hier an erster Stelle abgedruckte Cassirer-Aufsatz erschien, promovierte der noch 23jährige Heidegger in Freiburg mit einer Dissertation über ›die Lehre vom Urteil im Psychologismus‹. Auch Cassirer war schon vor 1913 dem Psychologismus entgegengetreten, und zwar in zwei Texten von 1906 und 1907⁷ im Rahmen einer (von Cassirer im Vergleich zu seiner späteren konzilianten Art ungewohnt scharf geführten) öffentlichen Diskussion um die Fries-Nelson'sche Philosophie. Der Göttinger Philosoph und Staatstheoretiker Leonard Nelson (1882–1927), der die psychologische Umbildung der Kantschen Erkenntnistheorie durch Jakob Friedrich Fries (1773–1843) fortführte, hatte 1904 und 1905 in zwei Publikationen die Philosophie als Wissenschaft aus innerer Erfahrung mit psychologischer Methode und die Deduktion der metaphysischen Grundsätze als Geschäft der Psychologie bezeichnet, sich gegen die »jüngsten Kritiker« von Fries gewandt und gegen die »ephemere Existenz« des Neukantianismus und expressis verbis auch gegen Cassirers Lehrer Cohen polemisiert, worauf Cassirer 1906 in der Monographie ›Der kritische Idealismus und die Philosophie des gesunden Menschenverstandes‹

⁷ Sie konnten aus Gründen des Umfangs im vorl. Band nicht abgedruckt werden.

antwortete.⁸ Neben zwei sachlichen, durchaus auch positiven Rezensionen von Bruno Bauch und Albert Görland⁹ erschienen 1907 zwei polemische Entgegnungen von Gerhard Hessenberg und Kurt Grelling in den *›Abhandlungen der Fries'schen Schule‹*, wozu Hugo Renner in der *›Philosophischen Wochenschrift‹* Stellung nahm. Otto Meyerhof veröffentlichte dann im 4. Heft des Band 31 (Neue Folge Band 6), 1907, der *›Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie‹* als Anhänger der Fries'schen Schule eine weitere, aber sachliche Kritik der Cassirerschen Schrift von 1906. Der Herausgeber der *›Vierteljahrsschrift‹*, Paul Barth, hatte dem Titel des Meyerhof'schen Artikels die Anmerkung hinzugefügt: »Der Herausgeber der Vierteljahrsschrift nimmt die vorliegende Polemik auf zur Orientierung ihrer Leser, ohne nach einer Seite Partei ergreifen zu wollen.« Barth bittet dann Cassirer um eine Erwiderung auf Meyerhofs Artikel, die im selben Heft der *›Vierteljahrsschrift‹* unmittelbar im Anschluß an Meyerhofs Artikel erscheint.¹⁰

⁸ Sie erschien bei Alfred Töpelmann in Gießen als 1. Heft des Bd 1 der von Cohen und Natorp herausgegebenen Reihe *›Philosophische Arbeiten‹*.

⁹ B. Bauch in: *Kant-Studien* 11, 1906, S. 463–466; A. Görland in: *Die deutsche Schule* 10, 1906, S. 645.

¹⁰ Cassirer: *Zur Frage nach der Methode der Erkenntniskritik. Eine Entgegnung*. In: *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie* 31, N.F. 6, 1907, S. 441–465.

Grelling, Kurt: *Über einige neuere Mißverständnisse der Friesschen Philosophie und ihres Verhältnisses zur Kantschen*. In: *Abhandlungen der Fries'schen Schule*, N.F. 1, 1906, S. 743–757.

Grelling, Kurt: *Das gute, klare Recht der Freunde der anthropologischen Vernunftkritik verteidigt gegen Ernst Cassirer*. In: *ebd.*, N.F. 2, 1907, S. 153–190. (Selbstanzeige in: *Philosophische Wochenschrift und Literatur-Zeitung* 7, Juli-Sept. 1907, S. 22–24).

Hessenberg, Gerhard: *Kritik und System in Mathematik und Philosophie*. In: *ebd.*, N.F. 2, 1907, S. 75–152.

Nelson, L.: *Jakob Friedrich Fries und seine jüngsten Kritiker*. Phil. Diss. Göttingen 1904. Auch in: *ebd.*, N.F. 1, 1906, S. 233–319.

Nelson, L.: *Die kritische Methode und das Verhältnis der Psychologie zur Philosophie. Ein Kapitel aus der Methodenlehre*. Mit einem Anhang: *Über das Verhältnis des sogenannten Neukantianismus zu Fries' Neuer*

ERKENNTNISTHEORIE NEBST DEN GRENZFRAGEN DER LOGIK

Wenn man die Bestimmung des Verhältnisses von *Wahrheit* und *Wirklichkeit* als das allgemeine Thema der Erkenntnistheorie bezeichnen kann, so sind die besonderen geschichtlichen Epochen dadurch unterschieden, daß sie die beiden Begriffe, deren Beziehung es festzustellen gilt, in verschiedener Ordnung und Abfolge auffassen. So sehr im endgültigen Ergebnis eine reine Wechselbeziehung zwischen beiden gefordert werden muß, so bildet es dennoch eine charakteristische Differenz, ob in der Betrachtung von dem einen oder dem anderen Begriff der *Anfang* gemacht wird: ob das »Dasein« der Dinge als das feste Datum gilt, von dem aus wir uns über den Sinn und Inhalt des Wahrheitsbegriffs orientieren oder ob umgekehrt von der Geltung bestimmter, als »feststehend« angesehener *Kriterien* der Wahrheit aus die letzte Bedeutung der gegenständlichen Urteile zu ermitteln gesucht wird. Die Geschichte des Erkenntnisproblems zeigt eine scharfe Sonderung zwischen den beiden Haupttypen der Betrachtung, die sich aus dieser verschiedenen Richtung der Fragestellung ergeben. Versucht man von diesem Gegensatz aus den Charakter der gegenwärtigen Epoche der Logik und Erkenntniskritik zu bestimmen: so tritt als besonders bezeichnend der Umstand hervor, daß bei allem Widerstreit im einzelnen dennoch die Frage nach der *Begriffsbestimmung* der »*Wahrheit*« selbst immer deutlicher in den Mittelpunkt rückt. Von den subtilsten und schwierigsten Untersuchungen der »reinen Logik« und Mathematik bis zu dem Tagesstreit hin, der um die Theorien des »Pragmatismus« entstanden ist, bewährt sich dies als durchgehender Zug. So hebt sich bei aller Zersplitterung zum mindesten die Einheit eines zentralen Problems und einer gemeinsamen Aufgabe wieder heraus. Es gibt gegenwärtig kaum ein Einzelgebiet des Wissens, in welchem nicht an irgend einem Punkte ein Bewußtsein dieses allgemeinen Zusammenhangs lebendig geworden wäre. |

Die Erkenntniskritik der letzten Jahrzehnte scheint freilich, wenn man sie als Ganzes überblickt, kein einheitliches Gepräge zu besitzen. Die Verschiedenheit der *Ansatzpunkte*, die den einzelnen konkreten Teilgebieten des Wissens entnommen werden, wirkt hier überall bis in die Gestaltung der allgemeinsten Theorien nach. Neben einer Betrachtungsweise, die an der Mathematik und der exakten Wissenschaft orientiert ist, steht unvermittelt eine andere, die ausschließlich vom Standpunkt der Biologie das universelle Erkenntnisideal zu zeichnen unternimmt; neben einer Logik der Naturwissenschaft wird eine eigene Logik der historischen Wissenschaft erstrebt. Eine derartige Differenzierung war geschichtlich notwendig und fruchtbar; denn nur durch sie konnten die besonderen Aufgaben und die besonderen Methoden der Einzeldisziplinen klar und scharf zur Bestimmung kommen. Nichtsdestoweniger kann die Einheit des Begriffs der Philosophie nur gewahrt werden, wenn der »zentrifugalen« Tendenz, die sich hieraus ergibt, eine andere »zentripetale« entgegenwirkt: wenn die Betrachtung sich, mit anderen Worten, von den speziellen Objekten und Verfahrensweisen des Wissens wieder der allgemeinen Charakteristik des Wahrheitsbegriffes und der Objektivitätsfunktion *als solcher* zuwendet. Die Entwicklung dieser Grundtendenz sucht der folgende Bericht darzustellen. Er verzichtet damit freilich von Anfang an darauf, all den Problemen und Anregungen nachzugehen, die sich in reicher Fülle aus der Erkenntnistheorie der *besonderen* Wissenschaften ergeben.¹ Die Mannigfaltigkeit dieser Gebiete, die fast in jedem Moment ihrer eigenen Entwicklung auch an die Philosophie neue Fragen stellen, widerstrebt jeder Zusammendrängung ihres Problemgehalts. Die eigentlichen Prinzipienfragen aber erweisen sich als solche eben dadurch, daß sie beharrlich und relativ gleichförmig durch alle diese verschiedenen Gebiete hindurchgehen, wenngleich jedes einzelne von ihnen sie sich,

¹ Als Ergänzung des folgenden muß ich, insbesondere für die Probleme der Mathematik und Naturwissenschaft, auf die ausführliche Darstellung in meiner Schrift »Substanzbegriff und Funktionsbegriff«, Berlin 1910, verweisen.

kraft der Besonderheit seiner Aufgabe, in neuer Weise formulieren muß.

I.

Die Bestrebungen, die auf eine Umformung des traditionellen *Wahrheitsbegriffs* gerichtet sind, gehen, bewußt oder unbewußt, auf die Kritik der reinen Vernunft zurück. Seit Kant in scharfen und bezeichnenden Worten die »elende Diallele¹« aufgedeckt hat, die sich in der herkömmlichen Nominaldefinition der Wahrheit verbirgt, ist das Problem nicht wieder zur Ruhe gelangt. Die Erklärung, daß die | Wahrheit einer Erkenntnis ihre »Übereinstimmung mit dem Gegenstande« bedeutet,² erweist sich als Zirkel: denn sie stellt die Frage erst, die sie zu lösen vorgibt. Der Begriff des »Gegenstands« vermag uns keine befriedigende Antwort zu geben, da in ihm die *Aufgabe* nur in anderer Wendung, dem eigentlichen Gehalt nach aber völlig identisch, wiederholt wird. Denn das Prädikat der »Gegenständlichkeit« bedeutet nach der transzendentalen Grundanschauung nichts anderes, als eine »Dignität«, die bestimmten Urteilen zuzuerkennen ist: diese Dignität aber ist erst zu erweisen, wenn die Erkenntnis in sich selbst Kriterien gefunden hat, kraft deren sie zwischen Notwendigkeit und Zufälligkeit, zwischen Gewißheit und Ungewißheit, zwischen Wahrheit und Falschheit unterscheidet. Den Sinn des Gegenstandsbegriffs aus diesen Entgegensetzungen zu entwickeln und in ihnen deutlich zu machen, wird nunmehr die eigentliche Aufgabe der kritischen Erkenntnistheorie.

In der näheren Bestimmung jener eigentümlichen »Dignität« freilich schienen die verschiedenen Richtungen dieser Erkenntnistheorie sich alsbald wieder zu trennen. Auf der einen Seite nämlich wird, in Übereinstimmung mit Kant selbst, daran festgehalten, daß das Moment der rein logischen *Geltung* als solches von schlechthin spezifischer Eigenart und daher einer Ableitung und Rechtfertigung aus einem anderen Geltungsgebiet weder fähig noch bedürftig sei. Die logischen Gesetze lassen sich ebenso wenig in Naturgesetze des psychologischen Vorstellungsablaufs

auflösen, als sich ihr Sinn darin ausdrückt, daß sie irgendwelche Normen aufstellen, denen wir im wirklichen Denkgeschehen gehorchen *sollen*. Sie enthalten unmittelbar weder Aussagen über tatsächliche Vorgänge und Ereignisse, die sich in einer bestimmten Zeit abspielen, noch irgendwelche *Forderungen* in sich, die sich als solche ebenfalls nur an bestimmte Individuen richten könnten, um ihnen den Weg ihres Denkverlaufs vorzuschreiben. Vielmehr bilden sie ein eigenes, in sich geschlossenes Gebiet von Beziehungen, die durch die Umdeutung in kausale oder teleologische Verhältnisse nicht sowohl erklärt, als in ihrer Bedeutung verfälscht werden würden. Die Methode der Logik erscheint, wenn man an dieser Grundabsicht festhält, ebenso rein objektiv, d.h. dem reinen Inhalt des *Gedachten* zugewandt, wie es die der Mathematik ist: sie richtet sich weder beschreibend noch gebietend an das subjektive Denkgeschehen, sondern stellt völlig unabhängig hiervon den konstanten »Bestand« bestimmter Grundrelationen und ihre zeitlose Gültigkeit fest.² Als diametraler Gegensatz zu dieser | Grundansicht erscheint auf den ersten Blick die andere, geschichtlich vor allem auf Fichte zurückgehende Anschauung, die die »theoretische« Vernunft in einem Moment der »praktischen« Vernunft, das »Sein« im »Sollen« zu begründen sucht. Die Entwicklung, die diese Lehre genommen hat, enthält indessen in sich selbst bereits deutlich den Hinweis auf den Ausgleich dieses Widerstreits. Denn je schärfer und klarer der allgemeine Oberbegriff der Geltung in ihr herausgearbeitet wird, um so genauer heben sich auch die einzelnen Anwendungsgebiete dieses Begriffs in ihrer besonderen, wechselseitig aufeinander nicht reduzierbaren Eigenart hervor. Der Begriff des Sollens erweist sich nunmehr als zu eng, um das Ganze des Geltungsproblems zu bezeichnen. Denn läßt man diesem Begriff seine spezifische *ethische* Bedeutung – und ohne diese würde er zu einem bloßen allgemeinen Schema ohne bestimmte Prägung

² Näheres hierüber z.B. bei Natorp, »Sozialpädagogik«, § 4, Stuttgart (1899); »Logik in Leitsätzen zu akademischen Vorlesungen«, Marburg 1904, § 7; vgl. Husserl, »Logische Untersuchungen«, Halle 1900, [Bd] I, [S.] 154 ff.

herabsinken – so läßt sich in der Tat zeigen, daß das Gesamtgebiet der Logik und der Zusammenhang aller ihrer Sätze sich völlig entwickeln läßt, ohne den Inhalt dieses Begriffs an irgend einer Stelle einzumischen. Der Gegenstand und die Methodik der reinen *Logik* sind autonom und abgeschlossen in sich selbst, beide bieten nirgends eine Handhabe für die Behauptung eines »Primats der praktischen Vernunft« vor der theoretischen. Um von einem »Sollen« sinnvoll zu reden, müssen wir immer das empirisch-psychologische Wollen mitdenken, an das es sich wendet und auf das sich sein Gebot bezieht: die *Tatsache* dieses Wollens aber bedeutet vom Standpunkt der Logik, genau wie jede andere Tatsache der gegebenen empirisch wirklichen Welt, ein zufälliges Datum, das hier, wo es sich darum handelt, die Grundlagen für alle Aussagen über Tatsachen überhaupt zu gewinnen, nicht bereits fertig vorweggenommen werden darf.³ Einwände dieser Art, die zum Teil von Denkern ausgesprochen worden sind, die in ihrer Grundtendenz der Lehre vom »transzendenten Sollen« sehr nahe stehen, haben zu einer kritischen Revision ihres Inhalts geführt, in welcher der anfängliche Gegensatz gegen den Standpunkt der reinen Logik fast einer vollkommenen Unterordnung unter ihren leitenden Gesichtspunkt gewichen ist. Rickerts Scheidung und Grenzbestimmung zwischen den »zwei Wegen« der Erkenntnistheorie ist hier von prägnanter und typischer Bedeutung: es drückt sich in ihr das Bewußtsein einer Forderung aus, die in der modernen Erkenntniskritik von den verschiedensten Seiten her allmählich in ihrer Notwendigkeit erkannt worden ist und die sich nunmehr immer energischer durchzusetzen beginnt. Die beiden Grund|anschauungen, die Rickert als die transzental-psychologische und als die transzental-logische unterscheidet, stehen freilich bei ihm zunächst noch als relativ gleichberechtigte und gleich ursprüngliche Weisen der Fragestellung einander gegenüber. Nur die Richtung

³ Vgl. Lask, Gibt es einen »Primat der praktischen Vernunft« in der Logik, Bericht über den III. internationalen Kongreß für Philosophie, S. 671 ff., Heidelberg 1909; siehe auch Münsterberg, »Philosophie der Werte«, S. 39 ff., Leipzig 1908.

der Betrachtung gilt in beiden als verschieden: während der erste Weg mit der Analyse des wirklichen Erkenntnisaktes als eines psychischen Vorgangs beginnt, um von hier aus allmählich zu der Sphäre des objektiven »Gegenstandes« und der objektiven »Wahrheit« vorzudringen, die vom Standpunkt des unmittelbaren psychologischen Erlebnisses aus ein »Transzendentales« ist und bleiben muß, sucht der zweite von Anfang an, ohne jede Vermittlung durch ein anderes Medium, die Relationen der Gegenstände selbst aufzuweisen und festzustellen. Seinen Inhalt bilden daher nicht die Vorstellungen im denkenden Subjekt, wie sie als zeitlich bestimmte Einzelakte existieren, sondern lediglich das gegenständliche Korrelat, auf das sie hinzielen und das ihnen erst einen bestimmten, zeitlos-gültigen »Sinn« verleiht. Dieser »Sinn« irgendwelcher wahrer Sätze bietet der Analyse einen klaren und durch sich selbst gewissen Ausgangspunkt, der keiner anderen Stütze bedarf. Denn jede beliebige »Wahrheit«, sei es eines logisch-mathematischen, sei es eines empirischen Satzes, steht als etwas unverwechselbar Eigenes den mannigfachen, von Individuum zu Individuum, von Zeitpunkt zu Zeitpunkt wechselnden Akten, in denen wir uns ihre Bedeutung zum Bewußtsein bringen, gegenüber. Der Gedanke des Gravitationsgesetzes, d.h. die bestehende funktionelle Abhängigkeit, die in ihm ausgesagt wird, ist seinem Inhalt nach sowohl von dem Denken Newtons, wie von demjenigen jedes anderen Subjekts, das sich vor oder nach ihm zur Erfassung dieser Abhängigkeit erhebt, klar und unzweideutig unterschieden. Rickert beruft sich für diese Trennung ausschließlich auf Bolzano und Husserl; aber sie liegt unverkennbar bereits in der transzentalen Methode Kants selbst, wie sie, diesem ihrem rein objektiven Sinne nach, insbesondere von Cohen erfaßt und dargelegt worden ist.⁴ Ist aber diese Scheidung einmal anerkannt, so ist damit implizite auch über die objektive logische Ordnung zwischen den beiden Betrachtungsweisen entschieden. Das bloße Nebeneinander wan-

⁴ Näheres hierüber in meinem Aufsatz »Hermann Cohen und die Erneuerung der Kantischen Philosophie«, Festschrift zu Hermann Cohens 70. Geburtstag, Kant-Studien XVII (1912), S. 252ff.

delt sich in ein Verhältnis bestimmter methodischer Abhängigkeit. Denn der »transzental-psychologische« Weg besitzt, wie Rickert selbst betont, keine wahrhafte Selbständigkeit, sondern muß, auch dort, wo er dies nicht ausdrücklich hervorhebt, die *Grundbegriffe* der rein logischen Betrachtungsweise überall stillschweigend voraussetzen. | Ohne den *Sinn* des »Gegenstands-begriffes« zuvor unabhängig erfaßt und begründet zu haben, ließe sich die Sphäre des psychologischen Erlebens, innerhalb deren die Transzentalpsychologie sich allein bewegt, gar nicht als ein in sich selbst unfertiges Gebiet, das der Ergänzung durch ein »transzendentes« Moment bedarf, kennzeichnen. Der eigentümlich logische Objektgedanke muß also von vornherein in irgend einer Weise fertig in das Gebiet der psychischen Vorgänge hineingelegt, muß ihnen als schon bekannter und seiner Bedeutung nach erkannter *Maßstab* entgegengestellt werden, damit er aus diesem Gebiet wieder entwickelt und »abgeleitet« werden kann. Alles was die bloß transzentalpsychologische Untersuchung an wirklichem erkenntnistheoretischen Gehalt darzubieten scheint, beruht demnach in Wahrheit auf einer verdeckten *petitio principii*: sie ist, wie sehr sie als das πρότερον πρὸς ἡμᾶς erscheinen mag, in keiner Weise das eigentliche πρότερον τῷ φύσει.⁴ Das »Wesen« der Wahrheit wird auf diesem Wege nicht ermittelt; sondern es wird hier nur gezeigt, wie dieses »Wesen« – sofern es kraft einer anderen Methodik als erweisbar feststeht – sich dem psychischen Erleben vermittelt und kundgibt. Diese Frage mag in sich selbst berechtigt und notwendig sein; aber sie bildet in keinem Falle mehr das Fundamentalproblem der Logik selbst, das vielmehr vor der Vermischung mit ihr sorgfältig fern zu halten ist.⁵

Innerhalb der speziellen logischen Theorie ist es vor allem die allgemeine *Urteilslehre*, die durch dieses Ergebnis entscheidend mitbestimmt werden muß. Auf dem Boden der transzentalpsychologischen Untersuchung gilt das Urteil als ein besonderer Akt der psychischen »Stellungnahme«: als ein Anerkennen und Verwerfen, das in dieser Doppelrichtung dem Akte des *Wil-*

⁵ Vgl. Rickert, »Zwei Wege der Erkenntnistheorie«, Kant-Studien XIV, 1909, S. 169ff.

lens verwandt erscheint. Die Bejahung wird unter diesem Gesichtspunkt als ein Akt der Zustimmung, wie die Verneinung als ein Akt der Ablehnung aufgefaßt. Charakterisiert man indes das Urteil lediglich seiner logischen *Bedeutung* nach, so muß dieser letztere Umstand zurücktreten. Es handelt sich sodann auch an diesem Punkte nicht um die Tätigkeit, die das erkennende Subjekt entfaltet, um einen bestimmten objektiv-gültigen Sachverhalt in seinen »Besitz« zu bringen, sondern um den Bestand dieses Sachverhalts selbst. Dieser aber stellt eben gegenüber dem alternativen Verhalten des Urteils, gegenüber dem Hin- und Hergehen zwischen entgegengesetzten Entscheidungen ein in sich Festes und Unabhängiges dar. Eben dieses »in sich Ruhen« des Wahrheitsbestandes, diese Gleichgültigkeit dagegen, *für wen* er gilt und ob er von irgend einem einzelnen Subjekt anerkannt wird, macht seinen | charakteristischen Gehalt aus.⁶ Damit aber baut sich über der gesamten Sphäre des Urteils – wenn man das Urteil nach der anfänglichen Definition dieser gesamten Theorie als Bejahren und Verneinen, als Anerkennen und Verwerfen faßt – eine andere Sphäre auf, in der erst der eigentliche »Gegenstand« der Logik heimisch ist. Den Fortgang zu dieser Sphäre zu vollziehen und ihn als unabweislichen Fortschritt zu begründen, ist das Ziel, das Lask sich in seinen Schriften zur Neubegründung der Logik gestellt hat.⁷ Zwar enthalten diese Schriften bisher nur einen ersten programmaticchen Entwurf, aus dem die systematische Gesamtauffassung Lasks sich nicht ihrem vollen Umfang nach übersehen läßt. Insbesondere ist die Stellung, die Lask der logischen Erkenntnis im Verhältnis zur »metaphysischen« Erkenntnis anweist, in seinen bisherigen Darlegungen mehr ange deutet, als im einzelnen entwickelt und begründet, so daß gerade diesem Hauptpunkt gegenüber jede kritische Betrachtung als verfrüht erscheinen müßte. Immerhin tritt die *Grundtendenz* von Lasks Untersuchungen auch in diesen Darlegungen bereits in

⁶ Vgl. Rickert, »Zwei Wege der Erkenntnistheorie«, S. 209f.

⁷ Lask, »Die Logik der Philosophie und die Kategorienlehre«. Eine Studie über den Herrschaftsbereich der logischen Form, Tübingen 1911; »Die Lehre vom Urteil«, Tübingen 1912.

den Hauptzügen scharf und bestimmt hervor. Die »Lehre vom Urteil«, die hier entwickelt wird, sucht die Orientierung für die Gestaltung der Logik an der allgemeinen »Werttheorie« zu gewinnen. Aber gerade indem sie sich auf diesen Boden stellt, erfahren nunmehr die *Voraussetzungen* dieser Theorie eine eindringende und scharfsinnige Kritik, die um so bedeutsamer ist, als sie sich rein im Rahmen *immanenter* Kritik zu halten versucht. Von dem Wertgegensatz, der nach Lasks Grundannahme jedem Urteil wesentlich ist, muß, wie er ausführt, zu einem reinen »gegensatzlosen Gelten« weitergegangen werden: und dieses gegensatzlose Gelten erweist sich erst als der eigentliche Schlüssel zur Kategorienlehre. Wollen wir die gegenständliche Urstruktur darstellen, so müssen wir von aller Zerlegung, von aller reflexiven Zerreißung und Zerstücklung, die sie erst durch die Zweifel und Fragen, durch das Ja und Nein der subjektiven Erkenntnis erfährt, noch völlig absehen. Hier gibt es nur gewisse Elemente, die in bestimmten Verhältnissen stehen, nur eine schlichte Einheit zwischen Kategorienmaterial und kategorialen Formen. Irgendein Grundverhältnis – wie etwa daß a die Ursache von b ist – gilt schlechthin, ohne daß es, um diese Geltung zu verdeutlichen, nötig wäre, den Gedanken eines möglichen »Anders-Seins« heranzubringen, dem dies Verhältnis entgegengesetzt wäre. Die Geltungs- und Wertgegensätzlichkeit bildet somit das Spezialkum der nachbildlichen Region, innerhalb deren sich alles Urteil bewegt, nicht aber eine | Charakteristik, die sich dem gegenständlichen »Urbild« selbst mit Sinn und Recht zusprechen ließe. Die Kategorie als konstitutive Form des *Gegenstandes* hat eine Dignität, die der »gegensätzlich nachbildlichen Geltungsregion« entzogen und überlegen ist. So bildet nicht die »positive«, sondern die schlechthin gegensatzlose Wahrheit den höchsten Punkt im theoretischen Gesamtgebiet.⁸ Sieht man, ohne auf die Einzelheiten dieser Theorie einzugehen, nur auf ihre gedankliche Grundrichtung, so erkennt man, daß hier die kritische Auflösung der Lehre vom »Sollen« um einen Schritt weitergegangen

⁸ Vgl. Lask, »Die Lehre vom Urteil«, besonders S. 7ff., 82 ff., 92 ff., 124 f. u.s.

ist. Der *primäre* Bestand der Logik wird nicht in den Urteilen, als Akten der Bejahung und Verneinung, der Anerkennung und Verwerfung gesucht, sondern in den Sachverhalten, die durch diese Urteile nur bezeichnet und »nachgebildet« werden. Für die Charakteristik dieser Sachverhalte nun wird der Gesichtspunkt der *Wertgegensätzlichkeit* abgelehnt, während jedoch – und dies ist das entscheidende Moment – der Gesichtspunkt der *Wertartigkeit* überhaupt beibehalten wird. Damit aber gerät freilich die Theorie in eine schwierige Doppel- und Mittelstellung. Denn der Begriff des Wertes behält seine spezifische Bestimmtheit, behält alles dasjenige, was in die »Werttheorie« des Urteils als eigentlich unterscheidendes Merkmal eingeht, nur dann, wenn in ihm zugleich der Hinweis auf ein gegensätzliches »praktisches« Verhalten in irgendeiner Weise mitgedacht wird. Faßt man lediglich den inhaltlichen Sinn eines einzelnen wahren Satzes ins Auge, so gibt eine derartige rein »theoretisch« gerichtete Betrachtung der Wertschätzung noch gar keinen Raum. Diese Bezeichnung setzt vielmehr einen neuen Gesichtspunkt und gleichsam eine neue Einstellung voraus: die Wahrheit wird zum Wert, wenn wir sie als Vorbild und Norm für ein bestimmtes *Bestreben* des Denkens ansehen, das die Möglichkeit der Erfüllung und Verfehlung in sich trägt. Sieht man indes, wie Lask es in der Charakteristik seiner gegenständlichen »Urstruktur« tut, von diesem letzteren Moment prinzipiell ab, so ist das Ergebnis einer derartigen Umformung der Fragestellung noch weit radikaler, als es in Lasks Darstellung zunächst erscheint. Denn was Lasks Kritik im Grunde beweist, ist nicht dies: daß es einen Begriff des »Wertes« unabhängig von jedem Gesichtspunkt des *Wertgegensatzes* und erhaben über ihn gebe, sondern vielmehr, daß der Inhalt der reinen Logik sich auf den Gedanken des Wertes nicht reduzieren läßt, weil der letztere mit bestimmten Momenten behaftet bleibt, die aus dem ersten auszuschalten sind. Lask bleibt in der Formulierung seiner Resultate hier noch an diejenige Theorie gebunden, auf die er sich | gegensätzlich und kritisch bezieht. Sein Reformversuch setzt die »voluntaristische« Definition des Urteils als anerkannten Bestand voraus, gelangt dann aber freilich, eben infolge dieser vorausgesetzten Definition, dazu, dem Urteil

mehr und mehr seine gegenständliche Bedeutung zu bestreiten und es aus der »transzentalen« Sphäre überhaupt herauszuweisen. Eine andere Begriffsbestimmung des Urteils hätte einen anderen Weg und ein anderes Ergebnis der Untersuchung bedingt: sie wäre nicht zu einer Kritik des Urteils, sondern zu einer Kritik des Wertbegriffs als Grundbegriff der Logik gelangt. Denn auch, wenn man unbedingt zugesteht, daß gemäß dem kritischen Standpunkt der Begriff des Gegenstands sich auf den der logischen Geltung zurückführt, so ist doch diese »Geltungsartigkeit« mit »Wertartigkeit« nicht gleichbedeutend. Gerade die Darlegungen Lasks bieten hierfür den mittelbaren Beweis: sie sind ein Versuch, den reinen Begriff des Gegenstands und damit den reinen Begriff der Geltung aus den Schwierigkeiten herauszulösen, die ihm durch die Komplikation mit der Werttheorie des Urteils erwachsen sind.

Eine neue und tiefere Schwierigkeit ergibt sich, wenn man das Verhältnis, das nach Lask zwischen der logisch-»urbildlichen« und der logisch-»nachbildlichen« Region besteht, näher ins Auge faßt. Mit dieser Bezeichnungsweise erkennt Lask die Grundlagen der »Abbildungstheorie« der Erkenntnis ausdrücklich an, wenngleich er dieser Theorie eine veränderte Wendung gibt. Das *Gesamtgebiet* der theoretischen Geltung kann freilich nicht mehr im Sinne der vorkantischen Metaphysik als Abbild einer absoluten Gegenstandswelt angesehen werden: denn der Begriff des Gegenstandes selbst fällt gemäß der »Copernikanischen Drehung«⁵ ganz in den Bereich der logischen Geltung hinein. Wohl aber stellt sich nun *innerhalb* der Sphäre der Erkenntnis selbst die gleiche Beziehung wieder her, sofern es in ihr Elemente von primärer und solche von bloß abgeleiteter, sekundärer Bedeutung gibt und sofern der eigentliche Maßstab für die letzteren darin besteht, daß es ihnen gelingt, die ersten ohne fremde entstellende Zutaten wiederzugeben. Die Übereinstimmungs- und Nachbildtheorie *als solche* kann daher, nach Lask, wenn man ihr nur den soeben bezeichneten Index hinzufügt, vom dogmatischen Standpunkt einfach übernommen werden.⁹ Die nähere

⁹ Lask, »Die Lehre vom Urteil«, vgl. besonders S. 83 ff.

Ausführung zeigt indes, daß mit dieser Übernahme auch all die Probleme sich wieder hervordrängen, die mit dem bloßen *Schema* der Abbildtheorie, wie es scheint, unlöslich verknüpft sind. Denn wie in der Geschichte der Metaphysik der Abstand zwischen dem »Ding« und der »Vorstellung« sich mehr und mehr weitet, so daß das anfängliche Abbildverhältnis schließlich zu einem reinen Gegensatzverhältnis wird: so gilt das gleiche auch für die Beziehungen zwischen der nachbildlichen Urteilsregion und der vorbildlichen Gegenstandsregion. Als das eigentliche Charakteristikum der Urteilsregion erscheint nunmehr eben die Entfernung und Entfremdung vom gegenständlichen Gehalt; eben die willkürliche, durch und durch subjektive Zerstücklung und Auseinanderreißung des einheitlichen Urbestandes, auf den sich das Urteil richtet. Wäre unsererer Subjektivität »ein einfaches adäquates Hinnehmen des gegenständlichen Bestandes in seiner Ganzheit und Unzerrissenheit, in seiner urbildlichen Tätigkeit und Abgeschlossenheit vergönnt«, dann und nur dann wäre das Ideal der Erkenntnis – im Sinne der Abbildtheorie – ohne Rest erreicht. Aber dem Urteil ist es nicht gegeben, in dieser reinen Rezeptivität zu verharren; vielmehr bewegt es sich dauernd in künstlichen Trennungen, die es sodann wieder in künstlichen Zusammensetzungen aufzuheben sucht. Diese »fatale Aktivität des Erlebens« läßt sich nicht ausschalten. Und so geraten wir hier in ein geschaffenes, selbstgemachtes Gebiet, das sich durchaus als ein »Artefakt der Subjektivität« erweist. Gegenüber der Ungeschaffenheit der mit dem Gegenstand zusammenfallenden »transzendenten Wahrheit« stellt dieses Gebiet »gleichsam das Menschenwerk von Wahrheitsgebilden« dar.¹⁰ In dieser Konsequenz aber tritt nunmehr unverkennbar hervor, daß die transzendenten »Wahrheit«, wie sie hier zu definieren gesucht wird, mit nicht geringeren Schwierigkeiten als das transzendenten »Ding« der dogmatischen Metaphysik belastet bleibt. Das alte Rätsel vom »Ding an sich« steht wieder ungelöst vor uns. Denn da Begriff und Urteil von vornherein der nachbildlichen, durch und durch künstlichen Sphäre zugewiesen wurden, so läßt sich

¹⁰ Vgl. Lask, a.a.O., besonderes S. 157ff.

nicht mehr die Möglichkeit eines Begriffs einsehen, der sich über diese Künstlichkeit erhebt und der ihr als unverfälschter und unverküstelter *Maßstab* gegenüberstehen könnte. Denn wird dieser Maßstab selbst im Wissen gesetzt und gefunden, so erweitert er dessen anfängliche Definition; wird er es nicht, so versteht man nicht, wie irgend eine »Theorie« der Erkenntnis von ihm selbst »weiß« und mit ihm operiert. Man erkennt hier die Problematik, die der Lehre von der »Wahrheit an sich« innewohnt, so sehr diese Lehre sich als Regulativ für die Abgrenzung der Aufgaben der reinen Logik gegenüber psychologistischen Mißverständnissen bewährt hat. Wird die Bezeichnung des »An sich« hier als Gegensatz zur Erkenntnis *überhaupt* genommen, so bleibt nur ein schlechthin leerer und unvollziehbarer Gedanke zurück. Die Wahrheit an sich bedeutet, wenn sie irgend etwas | Verständliches besagen soll, nichts anderes als die logische Vollendung, als die »Idee« eben der Erkenntnis selbst, sofern diese nicht als ein Inbegriff psychischer, in der Zeit verlaufender Denkvorgänge, sondern als das rein inhaltliche Gefüge bestimmter »Sätze« und ihrer wechselseitigen objektiven Verknüpfung gedacht wird. Unter diesem Gesichtspunkt aber lässt sich immer nur der unvollkommene Begriff der Erkenntnis ihrem vollkommenen Begriff, lässt sich ihre »notwendige« Ansicht den veränderlichen, einseitigen, »zufälligen« Perspektiven entgegenstellen, die wir von ihr gewinnen, wenn wir das Ganze vom Standpunkt eines einzelnen fragmentarischen Bruchstücks aus betrachten. Der Maßstab liegt also hier immer in dem Gedanken der objektiven und konstanten Formgesetzlichkeit der Erkenntnis als solcher und kann über diese Grenze hinaus niemals fortgerückt werden. Von einer durchgängigen Verfälschung, die die reine Gegenstandsregion durch die Hineinziehung in die Urteilsregion erfährt, von einem »Sündenfall des Erkennens« schlechthin¹¹ kann also mit Sinn niemals gesprochen werden. Von einem solchen »Sündenfall« gäbe es in der Tat von keinem Standpunkt aus mehr eine Erlösung: denn jede »Lösung«, aus welchem Gebiet sie auch immer herstammen mag, kann doch als solche stets

¹¹ Vgl. Lask, a.a.O., besonders S. 173.

nur durch die Kriterien der Erkenntnis selbst begriffen und beglaubigt werden.

So ist es letzten Endes nur das Ideal der Abbildtheorie, nicht aber die logische Struktur des Urteils selbst, die durch Lasks Argumente getroffen wird. Nach diesem Ideal würde freilich die vollendete Passivität zugleich die vollendete Objektivität bedeuten. Die logische Tätigkeit dagegen würde in der Tat eine verhängnisvolle, wahrhaft »fatale« Rolle spielen. Sie kann nur eine »entstellende und untergrabende« sein, »wofern das eigentliche und einzig wahre Ansich in einer ungeschaffenen, also der Aktivität entrückten und über sie erhabenen Region liegt«. Wieder aber entsteht hier die Frage, wie von einem solchen, aller Aktivität entrückten »Ansicht« ein *Wissen* möglich sei? Die bloße Behauptung eines derartigen Ansich stellt selbst bereits einen Akt des Wissens dar und müßte somit hinfällig werden, wenn *alle* Aktivität lediglich die rein negative und zerstörende Funktion besäße, die diese Theorie ihr zuweist. Die künstlichen »Trennungen«, die das Denken setzt, können nicht anders als durch das Denken wieder überwunden werden[,] und sie bilden in der Tat bereits ebensoviele Ansatzpunkte zu neuen »Vereinigungen«. Analysis und Synthesis sind hier nicht zwei einander feindliche, sondern aufeinander bezogene und aufeinander angewiesene Grundakte, aus denen jede überhaupt erreichbare »Einheit« für uns erst resultiert. So ist dem Urteil freilich eine eigentümliche »Bewegung«, ein gegensätzliches Hin und Her zwischen Ja | und Nein, zwischen Problem und Lösung, zwischen Zweifel und Entscheidung wesentlich. Aber dieser kontinuierliche Fortgang von Frage zu Frage, von der relativen Bestimmung zur relativen Unbestimmtheit kann nur dann, wenn man bereits von anders her über ein schlechthin »absolutes« Sein zu verfügen glaubt, als ein Mangel und eine bloße Hemmung der Erkenntnis gelten. In Wahrheit bedeutet eben dieser Fortgang zugleich die einzige uns zugängliche Methode, um den *Begriff* eines konstanten, feststehenden Seins zu fassen. Der Gedanke eines »Ansich«, das sich zu jeder Form der Aktivität schlechthin heterogen und gegensätzlich verhielte, würde daher mit der versuchten Feststellung des Ziels der Erkenntnis zugleich jeden Weg abschneiden,

der uns zu ihm – ja zu der bloßen Kenntnis von ihm als einem Ziel – hinführen könnte. In Wahrheit gibt es für uns keine andere Konstanz, als diejenige, die durch die *Fixierung* jener intellektuellen Gesamtbewegung in bestimmten Regeln erreicht wird. Ohne die Vermittlung durch die Aktivität des Urteils wäre der »Bestand« der Wahrheit uns nicht reiner und unvermischt, sondern vielmehr überhaupt nicht »gegeben«. Dieser Bestand stellt das Grenzglied der Reihe dar, das freilich mit den einzelnen Reihengliedern selbst nicht identisch ist, das aber doch nur von ihnen aus und in kontinuierlichem Zusammenhang mit ihnen allein definierbar ist. Denn auch im rein objektiven Gebiete – wenn man also lediglich den *Inhalt des Gedachten* ins Auge faßt – findet dasjenige, was dem Denken hier als sein ursprünglicher und unausgleichbarer Mangel vorgehalten wird, seine genaue Entsprechung. Auch der einzelne »Satz« ist, als einzelner, nur ein fragmentarisches Datum, das uns die eine »Wahrheit« gleichsam nur gebrochen und zerstückelt darstellt. Er bedarf, damit sein Sinn vollkommen heraustritt, durchweg einer näheren Bestimmung, durch welche er mit der Gesamtheit der übrigen Sätze in Beziehung gesetzt und in einen lückenlosen Zusammenhang mit ihnen eingereiht wird. Der Einzelsatz bleibt in sich selbst unfehlig und verlangt seine komplementäre Ergänzung in der Totalität des Systems, welches die Allheit der möglichen Relationen zwischen den besonderen Begriffsgegenständen umfaßt. Insofern tritt, was ein einzelner Begriffsgegenstand in Wahrheit »ist«, gleichfalls erst in einer unendlichen Reihe von Bestimmungen hervor, durch die all jene möglichen Beziehungen aufgedeckt werden. Man kann freilich sagen, daß ihm alle diese Bestimmungen an sich und ursprünglich zukommen müssen, wenn sie von ihm mit Recht ausgesagt werden sollen und daß es nur der Mangel der subjektiven Auffassung sei, wenn wir das Mit- und Ineinander der einzelnen Momente in der Form eines sukzessiven Hervortretens denken. Dennoch besitzt anderseits eben dieser Gedanke des einen in sich abgeschlossenen Seins und | der einen in sich vollendeten Wahrheit bei aller Objektivität, die wir ihm zuerkennen mögen, doch keine höhere Rechtfertigung und keine höhere Würde, als die Würde der *Idee*. Er bezeichnet eine unver-

rückbare Richtung der Erkenntnis: eine Richtung aber, die in ihrer Konstanz eben nur mitten in der Bewegung, nicht aber gänzlich abgetrennt von ihr festgehalten werden kann.

II.

Der Versuch, das Ganze der Erkenntnis in systematischer Einheit darzustellen, endet in letzten *Formbegriffen*, die die möglichen Weisen der Beziehung zwischen Inhalten überhaupt zum Ausdruck bringen. In diesen Grundbeziehungen sind die letzten Invarianten gegeben, zu denen die Erkenntnis vorzudringen vermag; in ihnen ist daher auch der »objektive« Bestand des Seins begründet. Denn Objektivität ist – nach der kritischen Analyse und Deutung dieses Begriffs – selbst nur eine andere Bezeichnung für die Geltung bestimmter Verknüpfungszusammenhänge, die gesondert zu ermitteln und in ihrer Struktur zu untersuchen sind. Die Aufgabe der Erkenntniskritik besteht eben darin, von der Einheit des allgemeinen Objektbegriffs auf die Mannigfaltigkeit der notwendigen und hinreichenden Bedingungen zurückzugehen, die ihn konstituieren. In diesem Sinne löst sich dasjenige, was die Erkenntnis ihren »Gegenstand« nennt, in ein Gewebe von Relationen auf, die durch oberste Regeln und Prinzipien in sich selbst zusammengehalten werden. Und was hier im allgemeinen gilt, das bewährt sich weiterhin an den speziellen Dingbegriffen, mit denen die besonderen Wissenschaften, wie auch die gewöhnliche Anschauung, operieren. Auch diese Begriffe sind als Haltpunkte und erste Ansatzpunkte unentbehrlich: aber sobald man ihren Sinn näher analysiert, erkennt man, daß in ihnen nicht irgendein Absolutum »jenseits« der logischen Erkenntnisformen gemeint ist, sondern eine Funktionsbeziehung innerhalb dieser Formen und kraft ihrer zum Ausdruck gebracht werden soll. In der eigentümlichen *Reihenordnung*, die sich als Raum- und Zeitordnung, als Größen- und Zahlordnung, als Ordnung der wechselseitigen dynamischen Verknüpfung der Ereignisse darstellt, liegt dasjenige Moment, was den »realen« empirischen Inhalt von dem bloß »subjektiven«

ANMERKUNGEN DES HERAUSGEBERS

Erkenntnistheorie nebst den Grenzfragen der Logik (1913)

¹ In der ›Kritik der reinen Vernunft‹ schreibt Kant in der Transzentalen Elementarlehre, Teil 2, Einleitung, Kap. III (S. B 82): »Die alte und berühmte Frage, womit man die Logiker in die Enge zu treiben vermeinte und sie dahin zu bringen suchte, daß sie sich entweder auf einer elenden Diallele mußten betreffen lassen oder ihre Unwissenheit, mithin die Eitelkeit ihrer ganzen Kunst bekennen sollten, ist diese: *Was ist Wahrheit?*« (Kant: Werke, ed. Cassirer, Bd 3, Berlin 1923, S. 84; Kant: Ges. Schriften, Bd 3, Berlin 1911, S. 79)

² Siehe hier Hrsg.-Anm. 81 auf S. 281.

³ petitio principii (Beanspruchung des Grundes), oft identifiziert mit dem Zirkelschluß (circulus in demonstrando/definiendo, oder: idem per idem): die zu beweisende These wird im Beweis selbst wiederum als Hilfsmittel verwendet, das allererst zu Beweisende wird vorausgesetzt.

⁴ πρότερον πρὸς ἡμᾶς, πρότερον τῇ φύσει (proteron pros hemas, proteron te physei) (das Frühere für uns, das Frühere der Natur [Sache] nach): Aristoteles macht beim Begriff des ›Früher/Später‹ neben den Unterteilungen dem Raume, der Zeit, der Bewegung, dem Vermögen u. der Ordnung nach (siehe bes. ›Metaphysik‹ 5,11) auch die Unterscheidung der Erkenntnis nach, u. zwar nach ihrem Anfangs- (›für uns‹) und ihrem Endpunkt (›der Natur nach‹): Das Sinnliche, d.h. Einzelne, Verursachte, ist ›für uns‹, d.h. für den Menschen, das Nächstliegende, Bekanntere, weil die Vernunft vom Sinnlichen ausgeht. Das Allgemeine, Begriffliche, Intelligible, Ursächliche, ist aber das ›der Natur‹, d.h. der Sache selbst nach, Frühere, Erste. Verflacht: Das heuristisch, methodisch Erste ist nicht (auch) das der Sache selbst nach Erste. (Siehe bes. Metaphysik, 1018b29–37; Nik. Ethik 1095b2–4; Physik, 184a16ff.; wörtlich findet sich die Phrase ›proteron te physei/pros hemas‹ in den ›Zweiten Analytiken‹, 71b34, und in den ›Ersten Analytiken‹, 68b35f.). Diese Unterscheidung wird manchesmal auch metaphysisch verstanden u. gebraucht (das Erste der Erkenntnis, d.h. dem Menschen nach; das Erste der Sache selbst, d.h. der eigentlichen Realität, unabhängig von der menschlichen Erkenntnis, nach), was Aristoteles freilich nicht meint, da er (z.B. an den angegebenen Stellen in der Nik. Ethik u. den Ersten u. Zweiten Analytiken) auch vom ›Bekannten‹ u. ›Bekannteren‹ spricht.

⁵ Die von Cassirer oft verwendete Phrase von der ›Copernikanischen Drehung bzw. Auffassung‹ findet sich nicht wörtlich bei Kant. In der Vorrede zur 2. Aufl. der ›Kritik der reinen Vernunft‹ heißt es (S. B XV–XVII): »Ich sollte meinen, die Beispiele der Mathematik und Naturwissenschaft, die durch eine auf einmal zustande gebrachte Revolution das geworden sind, was sie jetzt sind, wären merkwürdig genug, um dem wesentlichen Stücke der Umänderung der Denkart, die ihnen so vorteilhaft geworden ist, nachzusinnen, und ihnen, so viel ihre Analogie, als Vernunfterkenntnisse, mit der Metaphysik verstattet, hierin wenigstens zum Versuche nachzuahmen. Bisher nahm man an, alle unsere Erkenntnis müsse sich nach den Gegenständen richten; aber alle Versuche, über sie a priori etwas durch Begriffe auszumachen, wodurch unsere Erkenntnis erweitert würde, gingen unter dieser Voraussetzung zunicht. Man versuche es daher einmal, ob wir nicht in den Aufgaben der Metaphysik damit besser fortkommen, daß wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserem Erkenntnis richten, welches so schon besser mit der verlangten Möglichkeit einer Erkenntnis derselben a priori zusammenstimmt, die über Gegenstände, ehe sie uns gegeben werden, etwas festsetzen soll. Es ist hiemit ebenso, als mit den ersten Gedanken des Kopernikus bewandt, der, nachdem es mit der Erklärung der Himmelsbewegungen nicht gut fortwollte, wenn er annahm, das ganze Sternheer drehe sich um den Zuschauer, versuchte, ob es nicht besser gelingen möchte, wenn er den Zuschauer sich drehen, und dagegen die Sterne in Ruhe ließ. In der Metaphysik kann man nun, was die *Anschauung* der Gegenstände betrifft, es auf ähnliche Weise versuchen. Wenn die Anschauung sich nach der Beschaffenheit der Gegenstände richten müßte, so sehe ich nicht ein, wie man a priori von ihr etwas wissen könnte; richtet sich aber der Gegenstand (als Objekt der Sinne) nach der Beschaffenheit unseres Anschauungsvermögens, so kann ich mir diese Möglichkeit ganz wohl vorstellen.« (Kant: Werke, ed. Cassirer, Bd 3, Berlin 1923, S. 17f.; Kant: Ges. Schriften, Bd 3, Berlin 1911, S. 11f.)

⁶ Das erste, längere Zitat steht bei Lask a.a.O. S. 162; bei Lask heißt es »urbildlichen Fertigkeit« (!) u. »Abgeschlossenheit, vergönnt«. Von »fataler Aktivität des Erlebens« spricht Lask a.a.O. S. 161, vom »Artefakt der Subjektivität« u. dem »Menschenwerk von Wahrheitsgebilden« a.a.O. S. 163.

⁷ In einer Rezension von Cassirers 1910 erschienenem Buch ›Substanzbegriff und Funktionsbegriff‹ wendet sich R. Höningwald u.a. gegen die einseitige erkenntnis- u. wissenschaftstheoretische Orientierung an der Mathematik, die Unterschätzung des materialen Faktors (auch in der Mathematik) sowie »das völlige Versagen des Reihengedankens« vor

allem in der Geschichtswissenschaft u. schließt mit dem Satz: »Vertieft durch die kritische Einsicht in die eigene Struktur, fordert der Substanzbegriff vom Funktionsbegriff sein Recht.« (Siehe dazu hier S. 26 mit Anm. 16).

⁸ Systole u. Diastole (Zusammenziehung u. Trennung). Anspielung auf Goethe: »So setzt das Einatmen schon das Ausatmen voraus und umgekehrt; so jede Systole ihre Diastole. Es ist die ewige Formel des Lebens, die sich auch hier äußert.« (Zur Farbenlehre, Abt. I. In: Goethe: Sämtl. Werke. Briefe, Tagebücher u. Gespräche, Abt. 1, Bd 23/1, ed. M. Wenzel, Frankfurt/Main 1991, S. 41); »die Systole und Diastole des menschlichen Geistes war mir, wie ein zweites Atemholen, niemals getrennt, immer pulsierend« (Einwirkung der neueren Philosophie. In: Goethe: Sämtl. Werke. Briefe, Tagebücher u. Gespräche, Abt. 1, Bd 24, ed. D. Kuhn, Frankfurt/Main 1987, S. 443); siehe auch in Goethes Tag- u. Jahresheften 1820 (Werke [Weimarer Ausg.], Abt. 1, Bd 36, Weimar 1893, S. 174) u. in den Fragmenten zur Botanik (Gedenkausg. d. Werke, Briefe u. Gespräche, Bd 17, ed. E. Beutler, Zürich 1952, S. 207).

⁹ Siehe die vorhergehende Hrsg.-Anm.

¹⁰ Ein Grundbegriff der Leibniz'schen Philosophie. Siehe Cassirer: Leibniz' System, Marburg 1902, S. 398f., 408ff., 442, 446, 473, 481, 527ff.; Philosophie der Aufklärung, Tübingen 1973, S. 43, 112, 234; Freiheit und Form, Darmstadt 1975, S. 47f., 313.

¹¹ Cassirer bezieht sich auf eine Stelle in § 65 von Lotzes »Logik«. Lotze spricht freilich von einer »glücklichen Thatsache« und einem »glücklichen Zug«: »Ich meine zuerst nicht, daß das Denken erst durch Vergleichung des Erfahrungsinhaltes auf die Vermuthung der Gültigkeit eines solchen Satzes geführt werde; die allgemeine Tendenz des logischen Geistes, Zusammenseiendes als Zusammengehöriges aufzuweisen, enthält für sich vielmehr den Trieb, der, auch abgesehen von aller wirklichen Erfahrung, zur Voraussetzung eines Zusammenhangs von Gründen und Folgen führen würde. Aber daß diese Voraussetzung sich bestätigt, daß das Denken in dem denkbaren Inhalt, den es selbst nicht macht, sondern empfängt oder vorfindet, solche Identitäten oder Aequivalenzen des Verschiedenen antrifft, das ist eine glückliche Thatsache, ein glücklicher Zug in der Organisation der Welt des Denkbaren, der thatächlich besteht, aber nicht mit derselben Nothwendigkeit bestehen müßte, wie die Geltung des Identitätsprincips. Denkunmöglich wäre eine Welt gar nicht, in welcher jeder einzelne Inhalt mit jedem andern so unvergleichbar wäre, wie süß und dreieckig, in welcher mithin jede Möglichkeit fehlte, Verschiedenes zur Begründung eines Dritten zusammenzufassen; wäre diese Welt, so würde das Denken zwar nichts mit ihr anzufangen